

Paula Coulin

Amrita Gandhi



AKSHATA

Unzerbrechlich

Memoir

AKSHATA

UNZERBRECHLICH

PAULA COULIN
AMRITA GANDHI



INHALT

Titel

Vorwort

Davor

Die erste Nacht

Die zweite Nacht

Die dritte Nacht

Die vierte Nacht

Die fünfte Nacht

Die sechste Nacht

Die siebte Nacht

Die achte Nacht

Die neunte Nacht

Tag des Sieges

Danach

Dank

Glossar

Paula Coulin

Amrita Gandhi

AKSHATA



Eine Reise zum Geheimnis des Weiblichen.

Dieses Memoir schildert authentische Ereignisse. Zum Schutz der Beteiligten wurden Namen und Orte verfremdet. Manche Aspekte und die zeitliche Abfolge wurden dem Erzählfluss zuliebe geändert.

Das Werk ist einschließlich aller Inhalte urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Reproduktion in jeglicher Form, sowie die Verbreitung und Vervielfältigung ist ohne ausdrückliche und schriftliche Genehmigung des Rechteinhabers untersagt.

Durchgesehene und erweiterte Neuausgabe vom Juli 2020. Die Erstausgabe erschien im Juli 2019.

Copyright © 2020 Paula Coulin, Amrita Ghandi

Publishing Rights © 2020 Paula Coulin, Amrita Ghandi

Korrektur und Buchsatz: AutorenServices.de, Marlon Baker

Covergestaltung und E-Book-Satz: NaWillArt - CoverDesign

Unter Verwendung eines Motivs von: unsplash.com

Designed by BiZkettE1 / Freepik

Designed by visnezh / Freepik

Paula Coulin

c/o AutorenServices.de

Birkenallee 24

36037 Fulda

Mehr über die Autorin erfahren Sie hier:

www.paulacoulin.com



*Männern, die die Saat des Schmerzes säen.
Frauen, die Freude zur Welt bringen.*

And — which is more — you'll be a Man, my son!

Rudyard Kipling, „*If*“
(*Rewards and Fairies*, 1910)

Vater, Sohn und heiliger Geist - in der christlichen Tradition gibt es keine Göttinnen. Der Körper und das Wesen der Frau besitzen keine Heiligkeit, sie wird ihnen vom Mann geschenkt. In Indien lebt die Göttin, und sie hat viele Gesichter. Sie wandelt sich von der Braut in die Einsiedlerin, von der Weisen in die Zerstörerin und wieder zurück in die Heilsbringerin; sie ist Shakti, die Kraft die den Göttern ihre Macht verleiht, die Wandelbare, die jegliche Gestalt annehmen kann. Die Göttin wird im Hinduismus auf entsprechend vielfältige Weise verehrt, aber im Nordwesten Indiens, in Gujarat, auf ganz besondere Art. Einmal im Jahr wird das *Navratri* gefeiert, das Festival der Neun Nächte. In jeder Nacht wird ein anderer Aspekt der Göttin angebetet. Männer und Frauen tanzen im Kreis um das *Garba Deep*, einem der Göttin gewidmeten heiligen Feuer. ‚Garbha‘ bedeutet im Sanskrit Gebärmutter, ‚deep‘ bezeichnet eine Feuerschale, zumeist ein Tongefäß. Hier findet sich das Mysterium der Weiblichkeit wieder, aus dem wir alle stammen, der Funke im Leib unserer Mutter, der genährt wurde durch ihre Kraft. Und deswegen ist diese wahre Geschichte aus Gujarat in neun Nächten erzählt, in der Hoffnung, etwas von der weiblichen Göttlichkeit in uns wiederzufinden.

DAVOR



Meine Indienreise ist fast vorbei. Ich sitze in einem Rattansessel an einem Strand in Goa und trinke *Chai* aus einem Wasserglas. Die Sonne küsst uns ein letztes Mal, aber die Bikinimädchen und Surferboys haben sich schon in ihre Strandhütten verkrochen, die Leinenladys und Westenträger in ihre Lodges. Jetzt liegen Kühe am Strand. Sie haben wenig mit der durchschnittlichen Holsteiner Gefleckten gemeinsam. Indische Kühe haben Hörner, die den Mond tragen könnten, und ihr Fell ist golden.

Auf einmal bin ich froh, dass Raj hinter mir steht. Als ich vor ein paar Tagen in dem kleinen Hotel am Strand angekommen bin, hat sich Raj mit dem ersten *Chai* vorgestellt, den er mir gebracht hat. Er scheint ein netter Typ zu sein, eher gelangweilt als aggressiv. Die meisten Männer, die dich hier anmachen, verraten dir nicht ihre Namen, sie wollen zuerst deinen wissen.

Mir fällt etwas ein. Ich drehe mich um. „Raj bedeutet König, nicht wahr?“ Irgendwo habe ich das aufgeschnappt.

Maharadscha, der große König. Raj guckt erstaunt und antwortet mir dann mit dem typischen indischen Kopfnicken, das genauso ein Kopfschütteln sein könnte und im Allgemeinen „ja“ bedeutet, aber auch „vielleicht“ oder alles andere, das zu schwierig in Worte zu fassen ist.

Ich habe aufgehört, ihn zum Sitzen zu bewegen. Das gibt nur Ärger mit seinem Chef. Ich sitze. Raj steht. Wir schauen beide auf den Widerschein der untergegangenen Sonne. Noch ein paar Momente Dämmerung, dann wird sich Dunkelheit über uns legen.

Dicht am Wasser haben zwei Bullen ihre Hörner im Kampf verschränkt. Die beiden Tiere scheinen nur aus schwarzer Muskelmasse zu bestehen, unbewegt, die Köpfe tief gesenkt.

Raj will wissen, was ich in Indien mache. Ich erzähle ihm, was ich jedem erzähle: „Ich habe hier Entwicklungshilfe gemacht. Ich wollte, dass Indien mich entwickelt.“ Der Papierkram, den ich erledigen musste, trug die Überschrift „development traineeship“, zu Deutsch, Entwicklungshilfepraktikum.

Der wahre Grund, warum ich hier bin, reicht tiefer. Ich bin ein Rationalismusflüchtling. Ich bin abgehauen von all den Graus und Blaus. Ich wollte an einen Ort voller Farbe und Emotion und Glaube, und ich wollte in das weiblichste Land, das ich mir denken konnte. Das war für mich Indien. Ich wollte hier gesund werden. Auch als Frau.

Ein staubiges Violett liegt in der Luft und auf dem Wasser. Die zwei Bullen haben sich nicht bewegt. Sie stehen noch immer da, Schädel an Schädel, ein einziger Umriss zweier Tiere, die den Kampf nicht aufgeben wollen.

„Ich will hier weg“, bricht Raj das Schweigen. „Ich will noch mein eigenes Ding machen. Ich bin jetzt achtundzwanzig, ich habe nur noch ein paar gute Jahre.“

Da wären wir, der Kellner und die Reisende, und suchen irgendetwas, dass definitiv nichts mit dem Traumstrand vor unserer Nase zu tun hat. Stattdessen sind wir Bruder und Schwester im Geiste: Die Zeit vergeht und man kommt nirgendwo an. Ich frage Raj, was er vorhat. Er zuckt mit den Achseln und deutet vage hinter sich. „Vielleicht ein eigenes Restaurant haben. Und eine Familie.“

Die ruhige Art, mit der er das sagt, ruft eine Erinnerung in mir hervor: Ich sitze in einem Transporter auf der A1 neben Emir, einem Typen aus Bosnien, der vor dem Krieg in den 1990ern geflohen ist. Er hilft mir beim Umziehen – keine Ahnung, der wievielte Umzug es ist, einer von vielen in den letzten fünf Jahren. Emir fragt mich, was ich mit meinem Leben anfangen will und ob ich Familie haben möchte. Ich zögere. Und er sagt mit einem fast schockierten Tonfall: „Familie ist das Wichtigste im Leben. Es gibt nichts Wichtigeres.“

Es ist jetzt dunkel. Ich kann die Bullen nicht mehr sehen. Sie haben sich wahrscheinlich einfach in der Dunkelheit aufgelöst, mitten im Versuch, den anderen zu besiegen. Ich will nicht über Kalle nachdenken. Kalle, der in Deutschland auf mich wartet. Kalle war immer die Zuflucht meines Herzens, und gleichzeitig war er die meiste Zeit nicht da. Out of reach.

Raj muss los, andere Gäste bedienen. Der Strand ist nicht mehr zu erkennen. Ich kann noch die Wellen hören und das Salz in der Luft schmecken. Das Kreuz neben dem

Ausgang ist mit einer Lichterkette geschmückt. Eine Weile starre ich auf die bunten Punkte. Dann lasse ich den kalten *Chai* stehen und gehe ins Bett.

DIE ERSTE NACHT

SHAILAPUTRI



Oh Shailaputri,
Tochter des Himalaya.
Die Mondsichel auf der Stirn,
Dreizack in der einen Hand
Lotus in der anderen,
So reitest Du auf Nandi,
dem Stier, in die Welt,
den einen zu finden,
als die Kraft aller;
die Kraft Brahmas,
die Kraft Vishnus,
die Kraft Shivas,
Deines wahren Gemahls.

Vielleicht beginnt diese Reise, als der Altgeselle Murr,
ein Trumm von einem Mann, an mir vorbeigeht, mir

die Pranke reicht, ohne mich anzusehen, ein Baum in schwarzer Borke, Cordsamt breit und sagt: „Sie kommen alle wieder.“ Als die Gesellen nacheinander aus dem Gasthaus Stendhal stolpern und am frühen Morgen schon dampfen von Bier, Kaffee und froher Erwartung. Als Kalle sich einreicht mit seinem neuen schwarzen Hut, die Krempe so breit wie die Schultern; sich einreicht in den Spinnermarsch, der sich die Straße hinunter windet, über den Parkplatz am Gewerbegebiet und an den Altglascontainern vorbei; ein Marsch, der sich immer wieder zum Kreis formiert, damit die Flasche Korn herumgehen kann, die leer sein soll am Ortsausgangsschild.

Vielleicht beginnt die Reise, als die Flasche geleert ist und verbuddelt und die letzten Worte gesprochen werden und Kalle mir mit plierigen Augen und heißem Atem ins Ohr brüllt: „Paula! Ich werde dich immer lieben! Aber ich weiß auch, es wird noch was passieren!“ Als die Gesellen ihn davor bewahren, auf den letzten Metern noch von einem Auto überfahren zu werden, indem sie ihn am Schlafittchen in die Böschung zerren und die Abkürzung Richtung Autobahn nehmen, den Hang hinunter. Als Kalle geht und ich stehen bleibe, da wo ich bin. In Kalles Bannmeile, den Ort, den er drei Jahre lang nicht betreten darf, wenn er ein echter Wandergeselle sein will.

Vielleicht beginnt diese Reise auch, als wir uns unterwegs immer wieder treffen, in Berlin zum Beispiel, wo Kalles Bruder uns Obdach gibt und wir zusammen auf den Krug fahren ins Nirgendwo, der Tresen gebeizt in Eiche, altdeutsch, Sitzbank in der Ecke, alle Plätze besetzt, eine

Runde schwarzer Hüte. Als Kalle sich neben seinen vertrauten Reisegefährten fallen und mich stehen lässt, sodass ich erst mal den Gang aller ratlosen Frauen antrete, auf die Damentoilette. Gottseidank ist eine vorhanden, mit einem Fön neben dem Waschbecken, der mir die Hände wärmt. Ich beschließe zu bleiben, setze mich in die Runde schwarzer Gesellen, ziehe die Jacke aus und das T-Shirt ein bisschen tiefer, schaue freundlich in die Runde, bis ich jedem am Tisch aufgefallen bin, sogar dem Alki am Tresen. Bis Kalle bemerkt, dass ich auch noch da bin.

Die Reise beginnt auf jeden Fall, als ich drei Jahre später, noch immer in Kalles Bannmeile und dazu im Examen feststecke; als mir langsam jedes Stück meines Selbst aus der Hand fällt, die Freude, die Konzentration, die Ordnung, der Sinn, und schließlich der Funke in meiner Brust, der in der Lage ist zu lieben. Als Kalle nach Indien fliegt und die Ruinen von Hampi besichtigt, in die Berge wandert, an Kaffeeplantagen vorbei, bis er die Gipfel des Himalaja sehen kann, während ich abends bei Licht einschlafe, weil mir nicht mehr auffällt, dass es überhaupt angeschaltet war. Meine Reise beginnt, als ich Angst vor dem Kontakt zu anderen Menschen bekomme, weil mir die Worte fehlen, ich nicht mehr sprechen kann, in meinem Kopf nichts mehr ist außer der dunklen Furcht, vom Rand der Erde zu fallen. Sie beginnt, als ich beschließe, dass ich fort muss von hier, an irgendeinen warmen Ort, einen Ort, an dem es mich nicht umbringt, Gefühle zu haben. Mir fällt erst später auf, dass ich denselben Ort wähle, an dem Kalle eben noch war: Indien. Ich verlasse die Uni, ich lasse mir von meinem Bruder dabei helfen, ein Praktikum bei einer

NGO zu finden, ich beantrage ein Visum, ich kaufe ein Ticket.

Und jetzt bin ich hier. Ich habe die Nacht im Zug verbracht, auf einer mit petrolblauem Kunststoffleder bezogenen Liege in einem Schlafwagen der Indian Railway und stehe orientierungslos und übernachtigt auf dem Bahnsteig von V. Zwei junge Frauen kommen auf mich zu. Eine von ihnen ist hochgewachsen und bewegt sich wie eine offizielle Würdenträgerin. Ihre Haut hat unregelmäßige Flecken, weiß und dunkel pigmentiert, als ob sie zugleich Inderin und Europäerin wäre. Die andere ist eher klein und kurvig und hat ein strahlendes Lächeln im Gesicht. „Du bist bestimmt Paula“, sagt sie auf Englisch zu mir. Wir geben uns die Hand.

Anjali ist für die internationalen Trainees der Organisation zuständig, die mir ein Praktikum an diesem Ort vermittelt hat. Und Mahima ist mein „Buddy“, meine Betreuerin für die ersten Tage hier. Ich werde eine Woche bei ihrer Familie bleiben, bevor ich mein Praktikum antrete. Die beiden Mädchen diskutieren kurz auf Gujarati, dann beschließen sie: „Ist ja nur ein Rucksack!“ Es ist nur ein Rucksack – und eine Weiße, die sich in der Hitze Delhis den Magen mit einem Fischgericht verdorben hat. Aber ich hoffe, dass ich durchhalte.

„*Chaloo*, lasst uns gehen. Paula, du kommst mit mir mit!“, sagt Mahima und nickt Anjali zum Abschied zu. Ich wuchte mir den Rucksack auf den Rücken und folge Mahima. Die Bahnhofshalle ist voller Menschen. Riesige handgemalte Anzeigetafeln informieren über die Abfahrtszeiten. Echos flattern wie Tauben.

Als wir aus dem Gebäude treten, habe ich das Gefühl, in eine Wand aus Hitze, Lärm und Abgasen zu laufen. Die Sonne knallt auf uns herab, die Luft ist dreckig, ein irrer Verkehr strömt um das Gebäude herum. Jeder Verkehrsteilnehmer, der eine Hupe in Greifweite hat, benutzt sie auch, und das sind viele. Dieselpartikel und Staub bedecken sofort meine verschwitzte Haut, legen sich auf meine Atemwege. Auf dem Bahnhofsvorplatz stehen Hunderte von Motorrädern in der prallen Sonne. Sie sind dicht an dicht geparkt, die Lenkstangen verkeilt. Eine Sonderspur für Rikschas führt direkt unterhalb der Stufen zum Bahnhofsgebäude entlang.

Aber wir nehmen jetzt keine Rikscha, wir holen Mahimas Roller vom Parkplatz. Er ist violett-metallic, und ein großer orangefarbener Ganesh klebt auf der Front, der freundliche Gott mit dem Elefantenkopf, der jeden Anfang segnet und den meisten Gebeten vorangeht, wie ich später erfahre. Mahima startet den Motor und fordert mich auf, hinter ihr Platz zu nehmen. Auf meinem Rücken befinden sich achtzehn Kilogramm Ballast, Beute von den Touristenmärkten und Wanderstiefel, die ich überhaupt nicht brauche, weil ich mich hier im wüstenartigen Flachland befinde und kein Mensch in Indien zu Fuß läuft, der es nicht muss. Aber es nimmt auch niemand eine Rikscha, wenn er einen Roller hat und das Transportgut noch irgendwie obendrauf passt. Das Transportgut bin in diesem Fall ich. Und mein Gepäck.

Irgendwie gelingt es mir, hinter Mahima zu klettern und mich an ihren Schultern festzuhalten. Die Straßen sind voll. Mahima bahnt sich ihren Weg durch Lücken, die erst dann

auftauchen, als wir schon hindurchfahren. „Du wirst meine Mutter mögen. Ich habe da so ein Gefühl!“, ruft sie mir zu. Seltsam, dass sie mir das mitteilt. Ich schließe einfach die Augen und lasse alles an mir vorbei rauschen.

Plötzlich hört der Lärm auf. Wir sind abgebogen in eine breite, sandige Nebenstraße, mit niedrigen bunten Hütten an jeder Seite und ein paar majestätischen Bäumen. Das Grün wirkt verblichen, fast unwirklich. Schatten tanzen auf dem Boden. Der Verkehr fließt immer langsamer.

Es gab einen Unfall. Ein Roller und ein Motorrad sind ineinander gekracht. Die Fahrer, ein junger Mann und eine junge Frau, stehen neben ihren Fahrzeugen, einem Haufen Blech. Beide sind unverletzt, aber ich kann den Schock auf ihren Gesichtern erkennen. Die Kollision muss bei recht hoher Geschwindigkeit stattgefunden haben. Ein Vorderrad dreht sich noch in der Luft. Wir fahren langsam vorbei. Mahima ist nicht beeindruckt. „So etwas passiert die ganze Zeit“, sagt sie.

Ich klammere mich an ihr fest.

Irgendwann erreichen wir eine ruhige Wohngegend. Die Straße wird nur noch von frei herumlaufenden Kühen und einzelnen Betonbodenwellen, den fiesesten Geschwindigkeitsbegrenzungen, die ich je gesehen habe, blockiert. Mahima fährt einfach seitlich daran vorbei, über den Schotter am Straßenrand. Großzügige Apartmenthäuser stehen hinter üppigen tropischen Pflanzen und hohen Mauern, die in verblichenen Pastellfarben gestrichen sind. Eine einzelne Kuh knabbert an den Blättern eines Busches, der über ein Gitter lugt.

„Mom, wir sind da!“, ruft Mahima, als wir schließlich in einem Innenhof vor einem typischen, zweigeschossigen Haus mit Flachdach stehen. Ein einziges Fenster geht direkt auf den Hof. Im Schatten hinter dem Fenstergitter erkenne ich das Gesicht eines hageren Mannes. „Hallo Dad!“ Mahima begrüßt ihren Vater beiläufig, während sie ihren Roller parkt.

Die Familie lebt im Erdgeschoss. Wir ziehen unsere Schuhe auf der Terrasse aus und stehen mit einem Schritt in einem großzügigen Wohnzimmer. Es ist kühl, sauber und still. Vor den blauen Wänden versammelt sich eine kuriose Parade neuer und alter Möbel, manche indisch, manche europäisch. Am Fenster sitzt Mahimas Vater auf einer antiken Chaiselongue.

„Das ist eine Freundin, Dad. Sie fängt demnächst bei *PEHCHAN* an“, sagt Mahima. Ich stelle mich vor und gebe ihrem Vater die Hand. Aber Mahima bleibt nicht stehen. „Komm, komm“, sagt sie wieder, als wäre ich ein Huhn oder ein Kleinkind und führt mich in die Küche.

Als ich den Raum betrete, fühle ich eine vertraute Welle der Erleichterung. Es ist Jahre her, dass ich mein Elternhaus verlassen habe, aber ich habe noch immer Heimweh. Das merke ich jedes Mal, wenn ich in einer richtigen Küche stehe. Heimweh nicht unbedingt nach dem Haushalt meiner Mutter, sondern nach einem Zuhause. Zuhauseweh.

Mahima bietet mir einen Stuhl am Küchentisch an. Ich lasse mich darauf fallen und widme für einen Moment der Tischplatte meine ganze Aufmerksamkeit. Sie ist mit Glas bedeckt, und unter dem Glas ist ein tiefgrüner Grund, aus

dem helle Lotusblüten emporwachsen. Bevor ich fragen kann, wer das Bild gemalt hat, höre ich unregelmäßige, langsame Schritte. Im Durchgang erscheint eine kleine, runde Frau in einem pfirsichfarbenen Kleid.

„Hallo“, sagt sie kurz und lächelt mich freundlich an, „ich muss mich gerade setzen, einen Moment, bitte.“

Dann konzentriert sie sich auf jeden ihrer Schritte und manövriert sich umständlich auf den Stuhl an der Wand. Sie zieht das rechte Bein auf die Sitzfläche, das linke streckt sie halb unter den Tisch. Der Saum ihres Kleides rutscht hoch, und ich erkenne eine weißgezackte Operationsnarbe an ihrem Knie. Sie ist so lang, dass sie unter dem Saum verschwindet.

„Das ist meine Mutter“, verkündet Mahima stolz. Die Zuneigung zwischen den beiden Frauen ist spürbar; Mahima legt den Arm um ihre Mutter und küsst sie auf den Kopf. Ich versuche, nicht auf die Narbe zu starren. Mahimas Mutter schaut mich aus dunklen, humorvollen Augen an. Sie trägt eine Brille, kurzes, hennarotes Haar und eine Reihe von Ketten um den Hals.

„Willkommen“, sagt sie. „Ich bin Amrita Gandhi. Du kannst mich Amrita nennen. Wir sind hier nicht sonderlich förmlich. Ich habe selbst lange in Frankreich gelebt und weiß, wie es ist, fremd zu sein. Wir lieben es, Gäste aus Europa zu haben. Meine französischen Freunde haben mir sehr geholfen, und auf diese Weise kann ich etwas zurückgeben.“

Wir reden eine Weile über dies und das, tauschen Sätze aus zwischen Höflichkeit und Neugierde, aber dann rauscht es in meinen Ohren immer lauter, und kalter Schweiß steht

mir im Nacken. Der Schlafmangel und mein lädiertes Magen machen sich bemerkbar.

Amrita bietet mir das Bett von Mahima und ihrer jüngeren Schwester Saioma im Nebenzimmer an; es ist ein riesiges Ehebett, das den kleinen Raum fast ausfüllt. Ich liege schließlich dort unter dem rauschenden, ratternden Ventilator und versuche anzukommen. Aus der Küche dringen der Duft von kochendem Reis, Zwiebeln und Gewürzen, Chili und Curry. Die Luft ist so warm, dass ich keine Decke brauche, nicht einmal ein Laken. An der Wand gegenüber hängt ein großer kolorierter Holzdruck von Maria und dem Jesuskind. Und rechts über mir am Kopfende des Bettes ein ‚Harry Potter‘-Poster.

Bevor mich der Schlaf übermannt, entdecke ich mich selbst in der spiegelnden Plastikkappe über dem Motor des Ventilators, eine Facette im Auge eines riesigen Insekts, ein Punkt in der Mitte eines schnell rotierenden Rades. Ich habe noch im Ohr, wie Amrita lacht und mir sagt: „Weißt du was? Du kannst meine deutsche Tochter sein.“ Und ich frage mich, ob ich das sein kann und sein will, die Tochter dieser Inderin und warum mich dieser Gedanke beunruhigt.

Am Abend geht es mir besser. Amrita bittet mich in ihr Zimmer, indem sie sagt: „Komm, wir setzen uns rein.“ *Inside*, sagt sie, innen. ‚Innen‘ ist also weder das Wohnzimmer noch die Küche. Das wahre Innen ist hier in Amritas Schlafzimmer. Poliertes Mahagoni hebt sich von den himmelblauen Wänden ab. An der Fensterseite hängt ein aufwendig gearbeiteter Spiegel neben einem alten Sekretär; Amrita sitzt auf einem Bett mit eleganten

Schnitzereien. Jeder Gegenstand spricht von Kultiviertheit; gleichzeitig ist der Raum seltsam kahl und nüchtern. Es gibt keinen weiteren Stuhl. Ich setze mich auf den kühlen Boden zu Amritas Füßen.

„Also, Paula, hast du einen Freund? Einen Partner?“, fragt Amrita und setzt hinzu, „Wir sind hier immer ganz offen, meine Töchter und ich. Du kannst alles fragen, was du willst. Wir haben so viel durchgemacht und so lange im Ausland gelebt, dass wir wissen, wie es ist fremd zu sein.“

Ich überlege kurz, ob ich sie fragen soll, wie man in Indien korrekt auf die Toilette geht, linke Hand, rechte Hand, kein Klopapier, sondern Wasser. Doch dann beantworte ich Amritas Frage.

„Ja“, sage ich, „ich habe einen Freund. Aber es ist alles nicht so ganz einfach.“

„Was ist nicht einfach?“

Tja, was eigentlich? Kalle ist wieder zuhause. Dafür bin ich in Indien. Vor gut einem Jahr war es genau andersherum. Wir waren zwischenzeitlich getrennt, zum vierten Mal; jetzt sind wir wieder ein Paar.

Schließlich versuche ich mich an einer Kurzfassung unserer Geschichte. „Als wir uns kennengelernt haben“, sage ich, „war Kalle dabei, eine Ausbildung zum Zimmerer zu machen und das vor allem, um sich die ‚Kluft‘ anzulegen, einen schwarzen Cordanzug samt Hut und Stock und auf Wanderschaft zu gehen. Er durfte drei Jahre und einen Tag lang nicht näher als fünfzig Kilometer an meine Stadt herankommen, kein Handy besitzen und auch sonst nichts, was nicht in ein einfaches Bündel passt. Für all die Jahre, die meiste Zeit, die wir zusammen waren,

blieb er außerhalb meiner Reichweite. Wir waren zusammen und wir waren es nicht. Jetzt ist er heimgekehrt, aber -

...“

Ich würde gern mehr dazu sagen und gleichzeitig nicht. Es ist fast unmöglich, die nagenden, verworrenen, manischen Gefühle der letzten dreieinhalb Jahre zu beschreiben. Es ist eine Erfahrung, die ich mit niemandem teile, den ich kenne. Sie verstört mich immer noch. Ich habe keine Worte dafür, obwohl ich in Worten und für Worte lebe. Es beschämt mich, einen Mann so geliebt zu haben. So abhängig gewesen zu sein, vielleicht noch heute zu sein, so emotional.

Amrita hat die Brauen hochgezogen und sieht mich lange an. Dann sagt sie: „Weißt du, in meinem Leben gab es auch jemanden, den ich unglaublich geliebt habe, und der die meiste Zeit weit weg war. Ich liebe ihn noch immer, bis zu einem gewissen Grad. Sein Name ist Anand. Er ist heute Offizier bei der indischen Armee. Anand hat einen solchen Einfluss auf mein Leben gehabt, dass ich versucht habe, die Geschichte aufzuschreiben. Er war auch bei meinem Unfall dabei.“ Amrita klopft auf ihr linkes Bein. Die Narbe leuchtet weiß im Licht der Neonröhren.

Wir schweigen einen Moment lang. Als ob wir über einen Toten gesprochen hätten und jetzt zurückfinden müssten in ein Gespräch über das Leben. Da fällt mir eine Sache ein, die vorhin meine Neugierde geweckt hat. Und da Amrita und ich etwas getan haben, was nur Frauen auf diese Weise können, nämlich, in der ersten halben Stunde ihrer Bekanntschaft für einen kurzen Moment den

traurigsten, tiefsten Teil ihrer Seele zu zeigen, als Unterpfand des Vertrauens und der Sympathie, ist das Gespräch für alles andere offen.

„Bist du mit Gandhi verwandt?“, frage ich Amrita.

Sie lächelt nachsichtig und verneint. „Es ist ganz einfach unser Familienname“, sagt sie. „*Gandh* sind Gewürze, Aromen und Duftstoffe. Gandhi bedeutet Gewürzhändler.“

Mit angehaltenem Atem nehme ich diese Erklärung entgegen. Es ist, als ob sich eine winzige Tür geöffnet hätte, und mir ein kleines, buntes Geheimnis entgegenflattert, das einer anderen Welt angehört als meiner. Gandhi, der Gewürzhändler. Der den Menschen das Salz und die Freiheit gebracht hat – das wichtigste Gewürz überhaupt. Auch Amritas Augen leuchten vor Neugierde. „Coulin, das ist ein französischer Name, nicht wahr?“

Ich wundere mich kurz darüber, dass mich in der Hitze Indiens jemand nach der besonderen Herkunft meines Namens fragt, aber dann fällt mir wieder ein, dass Amrita Frankreich gut kennt. Also erzähle ich ihr von meinem Großvater, dessen Vorfahren aus Italien, später der Schweiz, aus Genf, stammten und den Namen ‚Colomba‘ trugen, ‚Taube‘. Während der Reformation wanderten sie nach Marseille aus und änderten ihren Namen zu ‚Coulin‘. Schließlich gingen zwei junge Brüder Coulin nach Rumänien zu den Siebenbürger Sachsen und nahmen deren deutsche Kultur an. Mein Großvater ist noch dort geboren.

„Sprichst du denn Französisch?“, fragt mich Amrita.

„Nein“, sage ich, „naja, kaum, nicht mehr als das, was ich in der Schule gelernt habe.“

Amrita scheint etwas enttäuscht zu sein, aber dann erzähle ich die Geschichte über meinen Großvater, die ich am meisten liebe. Erst später fällt mir auf, dass sie von einem Soldaten handelt; und noch viel später, als Amrita und ich bereits an einem gemeinsamen Buch arbeiten, denke ich, dass diese Geschichte, unsere Geschichten, in Wahrheit gar nicht von Frauen handeln, sondern von Männern, von abwesenden Männern, von Männern, die eine Uniform anziehen, von Soldaten, und dem Rufen ihrer Frauen. Kommt zurück, kommt zurück aus dem Krieg. Kommt zurück, nach innen. Wo wir sind. Wo wir nicht mehr sind. Aber vorerst, in dem Moment, in dem ich hitzetrunken, mit leichtem Kopf und grollendem Magen zu Amritas Füßen sitze, erzähle ich einfach nur meine Lieblingsgeschichte über Claudius Coulin, meinen Großvater.

Mein Großvater galt als so genannter ‚Volksdeutscher‘ und musste als Soldat in der Wehrmacht dienen. Verrückterweise wurde er in Südfrankreich stationiert. Er nutzte die Chance, Cassis zu besuchen, wo seine Vorfahren herstammten. Mein Großvater lief alleine in seiner Wehrmachtsuniform durch die Straßen - was noch viel verrückter war, denn ein einsamer deutscher Soldat hatte zu dieser Zeit keine Freunde in einer französischen Stadt. An einem hübschen Platz fand er eine Bäckerei, über deren Tür ein Schild hing: COULIN.

Mein Großvater ging hinein, nickte freundlich und sagte: „Coulin.“ Die Frau hinter der großen Vitrine erwiderte: „Oui oui, Coulin“, ja, ja, Coulin. Mein Großvater grinste, zeigte auf seine Brust, dekoriert mit den

Wehrmachtsabzeichen und sagte: „Je suis Coulin aussi.“ Ich gehöre auch zu den Coulins. Und dann gab es nach erstem Erstaunen das große Hallo einer Familienzusammenkunft. Claudius Coulin wurde freundlich aufgenommen, die Verwandtschaftsverhältnisse geklärt, und am Abend erreichte mein Großvater sicher seine Einheit.

Amrita lächelt amüsiert. Dann merkt sie an: „In vielerlei Hinsicht könnte das eine indische Geschichte sein. Wir haben auch einen Erzfeind, mit dem wir die gleichen Wurzeln teilen. So etwas gibt es überall auf der Welt.“

Ich möchte anmerken, dass Frankreich heutzutage nicht mehr der deutsche Erzfeind ist, sondern der erste europäische Verbündete, und dass es keinen Hass mehr zwischen den Ländern gibt; aber dann denke ich daran, dass diese Entwicklung nichts daran ändert, dass es einmal so war. Dann fällt mir etwas anderes auf, das viel erstaunlicher ist: „Woher weißt du, dass Frankreich und Deutschland Erzfeinde waren?“

Amrita lächelt. „Von Toru Dutt. Sie ist die erste und bisher einzige Inderin, die einen Roman auf Französisch geschrieben hat. Sie liebte Frankreich und hat die Niederlage von 1871 sehr bedauert. Ich kenne ihre Texte gut und habe über ihr Werk promoviert.“

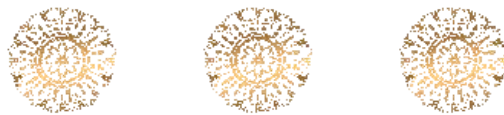
Ich nicke nur erstaunt. Diese Inderinnen, Amrita und Toru, wissen offenbar mehr über die deutsch-französische Geschichte als ich. Dann denke ich wieder an meinen Großvater, der, dunkel, ein südländischer Typ, seine schwäbische, blonde, blauäugige Braut (in Schwaben kamen vor Jahrhunderten auch mal die Schweden vorbei) gegen den Willen ihres Vaters heiratete; er sprach so

anders und war so anders. Ich denke daran, dass mein Großvater zwar Deutscher war, aber ganz bestimmt kein Schwabe; wie er fremd blieb und am Heimweh litt, und wie die Liebe ihn hielt, auch wenn sie oft unerträglich gewesen sein muss. Seltsam, wie Familie das Fremde und das Eigene verbindet. Die Liebe kann ganz offenbar Grenzen überwinden. Ich bin mir nur nicht sicher, inwieweit das auch für mein Ego gilt.

Jetzt bin ich erstmal hier, augenscheinlich fremd und lerne meine Schritte in einer Stadt, die für indische Verhältnisse entspannt und überschaubar ist, für mich aber ein einziges unentzifferbares Wirrwarr aus Menschen, Straßen, Häusern in einem Meer aus lautem Knattern und Hupen, aus dieselgeschwängelter Hitze. Abend für Abend kehre ich heim zu Amrita. Auch als ich ausziehe in eine WG mit anderen Trainees kehre ich immer wieder zu ihr zurück. Ich sitze zu ihren Füßen, die Arme um die Knie geschlungen, und Amrita erzählt mir ihre Geschichte, ihre Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte. Sie berichtet von einem Naturereignis, einer Entscheidung, einer Verführung; von einer *amour fou* und wahrer Zuneigung; von Liebe. Ich stelle wieder einmal fest, dass es ein tiefes Misstrauen in mir gegenüber diesem Gefühl gibt. Ich bin mir nicht sicher, ob die Liebe nicht eine Fiktion ist, eine Fehlleistung der Hirnfunktionen, eine reine Projektion kindlicher Bedürfnisse. Für Amrita gilt das nicht. Wovon auch immer sie spricht: Ihre Worte füllen die Leere in meiner Brust.

Ich kann Amrita immer noch sehen, wie sie mich ansieht, durch mich hindurchsieht, die Augen auf einen

Punkt weit hinter mir gerichtet. An einem Tag trägt sie das pfirsichfarbene Hauskleid, am anderen eines in Pink. Das matte Licht aus den verhangenen Fenstern fällt auf den warmen Ton ihrer Haut, auf Hals, Schultern und Ausschnitt. *Rudrakshaperlen* schützen sie vor allem Unbill. Sie sitzt auf ihrem Bett, das steife Bein ausgestreckt. Das andere Bein hängt über den Rand, ihr Fuß berührt kaum den Boden. Amrita trägt *Chappals* aus braunem Kunstleder, einfache Zehensandalen. Die linke Sandale hat eine dickere Sohle, da Amritas steifes Bein verkürzt ist. Ihre Füße sind so klein wie die eines Mädchens. Ein Zehenring mit einer silbernen Taube steckt an jedem Fuß. Der Ventilator surrt. Amritas Stimme steigt und fällt, ihr Lachen klingt tief. Sie spricht in den reichen Kadenzen des indischen Englisch.



Als ich Anand begegnete, lebte ich in einer emotionalen Wüste. Die Beziehung zu meinem Mann war am Ende, wir lebten nur noch der Form halber unter einem Dach. Tagsüber war ich mit meinen beiden kleinen Töchtern, meinem Antiquitätenhandel und meinem Haushalt beschäftigt und die ganze Zeit auf den Beinen. Aber die Nächte waren fast schmerzhaft einsam.

Ich war siebenunddreißig Jahre alt und fast schon eine Frau mittleren Alters. Aber ich erregte noch immer Aufmerksamkeit; besonders jüngere Männer fühlten sich von mir angezogen. Ich hatte Kurven, war lebhaft und attraktiv. Mir war meine Wirkung auf Männer bewusst. Auch wenn ich nicht an irgendwelchen Affären interessiert war - mein Selbstbewusstsein war groß genug, um zu hoffen, eines Tages jemanden zu finden, der die Leere in meinem Leben füllte.

In jenem Sommer wurde ich gebeten, in einem der besten Hotels meiner Stadt als „General Manager“ einzuspringen. Die Besitzer hatten Probleme mit der Hotelleitung und kannten mich von einer früheren Anstellung. Ich sagte ihnen, ich würde drei Monate für sie arbeiten und versuchen, in dieser Zeit alle größeren Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen. Und dann würde ich wieder gehen.

Ich wollte meine Zeit nicht mehr in Hotels verbringen, auch wenn ich lange in der Branche gearbeitet hatte. Mir waren in den letzten Jahren nur noch drei Dinge wichtig gewesen: Meine Töchter, mein Schwiegervater, den ich sehr liebte, und die Sehnsucht nach einer großen Liebe. Mein Schwiegervater war vor etwa einem Jahr verstorben, eine große Liebe war nicht in Sicht; aber meine Mädchen forderten mich, meine Tage waren ausgefüllt. Ich sammelte alte Perlenstickereien und hatte begonnen, mit ihnen zu handeln. Es lief endlich gut.

Anfang März 1995 fing ich im Hotel an. Es hatte fünfundvierzig Zimmer und drei Restaurants. Der Umsatz belief sich auf zwanzigtausend Rupien in der Stunde, eine

Menge Geld zu dieser Zeit. Heute gibt es das Hotel nicht mehr, aber damals brummte es nur so vor Geschäftigkeit.

Einen Tag nachdem ich angefangen hatte, saß ich im Büro des Besitzers und diskutierte diverse Strategien mit ihm. Wir brauchten dringend Personal an der Rezeption. Da klopfte es an die Tür und ein Hotelbote berichtete, dass ein junger Mann vorbeigekommen sei, um sich zu bewerben. „Schicke ihn rein“, sagte ich.

Anand wirkte auf den ersten Blick wie ein typischer junger Mann, sorgfältig frisiert, in schlichtem Hemd mit Hose. Aber er hatte ein besonderes Feuer in den Augen und trug die Biografie Lenins in der Hand. Das ist kein Lesestoff, dem man oft begegnet.

Anand sah sehr gut aus und strahlte eine für sein Alter ungewöhnliche Souveränität aus. Er war gerade einundzwanzig Jahre alt geworden und dabei, sein letztes Studienjahr in ayurvedischer Medizin zu absolvieren. Ich fragte ihn, wie er so überhaupt nebenher arbeiten wolle. Kein normaler Student jobbt in seinem Abschlussjahr. Mit einem selbstbewussten Lächeln erklärte er mir: „Ich kriege das schon hin, kein Problem.“

Sein Familienname war in verschiedenen Kasten geläufig, bei den Händlern, den Priestern und noch einigen mehr. Er hatte Manieren, er musste aus einer guten Familie stammen. Aber als ich ihn nach seiner Zugehörigkeit fragte, sagte er nur, „Geht es hier um mich oder meine Gemeinschaft?“

Schließlich bat ich Anand um die Adresse seiner Eltern. Und er bestand erneut darauf: „Sie geben nicht meinem